

Josef Gröger

Flucht und Wiederkehr

Ein oberschlesisch-eichsfeldisches Schicksal



Historisches und Erlebtes

Josef Gröger: Flucht und Wiederkehr

Meiner Familie und meinen Freunden gewidmet.



Josef Gröger

Flucht und Wiederkehr

Ein oberschlesisch-eichsfeldisches Schicksal

Historisches und Erlebtes

Teil VI

© 2017 Josef Gröger

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Kopien, Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86944-169-6

Herstellung: Mecke Druck und Verlag – 37115 Duderstadt (Eichsfeld)

Dieses Buch ist zu beziehen bei Josef Gröger, 37308 Heilbad Heiligenstadt, Bahnererstieg 16,
in allen Buchhandlungen und beim Verlag Mecke Druck · Postfach 1420 ·
37107 Duderstadt (Eichsfeld), Tel. 05527/981922 · Fax 05527/981939 · verlag@meckedruck.de
shop.meckedruck.de oder www.meckedruck.de/9783869441696

Inhalt

Vorwort.....	7
Kindheit und Jugend im Haus an der Oder.....	9
Als Juniorküster im Dienst der Gemeinde.....	21
Amerikanische Bomberverbände erreichen Oberschlesien.....	26
Mit 14 Jahren „politisch unzuverlässig“	28
Die Russen kommen – Sicherung des Kirchenschatzes	29
Die Flucht aus der umkämpften Stadt.....	34
Nun begann das Leben ohne Eltern	37
Das Ende des Krieges.....	38
Lagerhaft unter dem roten Stern	40
Die Berufsausbildung geht weiter	41
Vorbereitung auf die erste Friedensweihnacht.....	42
Die Mutter kommt	45
Der schwere Weg in die Zukunft	45
Die Studienzeit nimmt ihren Anfang.....	49
Im Hafen der Ehe.....	51
Kurswechsel im Berufsleben.....	54
Die Reise in die Heimat.....	55
Inkognito nach Polen und in die Sowjetunion	57
Heiligenbildchen gesucht.....	64
Politische Verantwortung und christliches Ethos	65
Die Suche nach dem Kirchenschatz geht weiter	70
Versuche zur Reduzierung des Spannungsverhältnisses zwischen Staat und Kirche auf dem Eichsfeld	72
Kontaktsuche der CDU der BRD mit der CDU der DDR.....	74

Das Ende der DDR naht	76
Meine schwierigste menschliche und berufliche Aufgabe	83
Der Kirchenschatz wird geborgen.....	86
Der Tod meiner Frau und die Neuorientierung in meinem Leben	91
Mein erstes Buch und ein hoffnungsvoller Zufall	93
Vergelt's Gott! – Irrungen und Wirrungen um den Kirchenschatz.....	95
Eine Einladung nach Oppeln.....	99
Weitere Forschungen und Veröffentlichungen zur Stadt- und Kirchengeschichte von Cosel	101
Cosel unter dem Einfluss des Johanniter-Malteser-Ritterordens im Zeitraum von 1240 bis 1810	102
Festveranstaltung für Heiligenstädter Bürger in Polen.....	104
Zur Geschichte des ehemaligen Franziskaner-Minoritenklosters in Cosel	107
Auszeichnung mit dem Kulturpreis der Heimatstadt	109
Goldenes Priesterjubiläum in Cosel	110
Unwissenheit oder Böswilligkeit?	113
Das Rätsel um Pater Tunk	115
Geschichten aus dem Küsterhaus.....	118
Der „Oberschlesische Tacitus“	119
Epilog – Willkommen und Abschied.....	122
Anlagen.....	132

Vorwort

Wenn ich heute auf ein langes und erfülltes Leben zurückschauen kann, so führe ich das auf zwei Komponenten zurück, die die Grundlagen dafür sind, dass ich trotz gravierender Lebenseinschnitte in der Lage war, als Persönlichkeit heranzureifen und alle Schwierigkeiten zu meistern. Es war die humanistisch-christliche Erziehung, die mein Charakterbild wesentlich ausformte, und die traditionelle Familiensituation, in der ich, wenn auch nur wenige Jahre, leben konnte. Eine sinnvolle Erziehung zur Arbeit prägte Verantwortungsbewusstsein und führte zur Ausbildung von Willensqualitäten, die in meinem Leben von unschätzbbarer Bedeutung waren. Nur so war es mir gegeben, das Geheimnis des Coseler Kirchenschatzes zu wahren, bis es nach 47 Jahren möglich war, meiner Heimatstadt die wertvollen sakralen Gefäße der Pfarrgemeinde zu übergeben.

Das Ende des Krieges mit der Flucht aus meiner Heimatstadt und der Trennung von meinen Eltern war eine Zäsur, die in letzter Konsequenz fast zu meiner physischen Vernichtung geführt hat. Wiederholt bin ich in Situationen geraten, aus denen es scheinbar keinen Ausweg mehr gab, aber ein unbändiger Lebenswille und später die Verantwortung für meine Familie gaben mir immer wieder die Kraft, dem Fiasko zu entinnen. Sicherlich gehörte auch eine enorme Portion jugendlicher Risikobereitschaft dazu, und diese war unbedingt erforderlich. Ebenso hätte sie auch ins Negative umschlagen können. Mein Wunsch, einmal studieren zu können, war unter den gegebenen Bedingungen eine Utopie. Trotzdem konnte ich ihn unter großen Schwierigkeiten realisieren. Ich hatte nie die Absicht, einmal Pädagoge zu werden, aber im Rückblick kann ich behaupten, dass es ein erfülltes Leben als Berufsschullehrer und in den letzten Jahren als Berufsschuldirektor war. Zwar konnte ich keine Reichtümer ansammeln. Die drei Söhne begannen ihre Ausbildung und studierten erfolgreich an der Technischen Universität in Dresden, an der Bauhausuniversität in Weimar und an der Pädagogischen Hochschule Erfurt/Mühlhausen und schlossen ihr Studium erfolgreich mit dem Diplom und einmal zusätzlich mit dem Dokortitel ab. Inzwischen haben auch die ersten Enkelkinder ihre Berufsausbildung bzw. ihr Studium mit Erfolg beendet. Viel zu früh wurde 1998 ein glückliches und zufriedenes Eheleben durch ein Krebsleiden meiner Frau beendet. Nun musste ich meinem Leben eine völlige Neuorientierung geben. Meine Zielrichtung war jetzt Oberschlesien. Zwar wusste ich, dass sich in meiner Heimat ein anderer Kulturkreis etabliert hatte, der mir aber nicht ganz fremd war. Ich entschloss mich jetzt, was früher schon mein heimlicher Wunsch gewesen war, etwas Bleibendes zu schaffen. Getreu dem Ausspruch aus Goethes „Faust“ II. Teil (V. 11 583 f): „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen.“

Also habe ich mich entschlossen, die Stadt- und Kirchengeschichte meiner Heimat zu erforschen und zu publizieren. Andere mögen darüber urteilen, ob mein Anspruch zu hoch war oder realisiert wurde. Ich kann heute dankbar und zufrieden sagen, dass ich stolz darauf bin, für meine Heimat und die ihr verbundenen Menschen sowie späteren Generationen – wenn auch erst im hohen Alter – etwas Bleibendes geschaffen zu haben. Dass ich in dieser Zeit auch noch eine neue Partnerin fand, die meine Bemühungen voll unterstützt, ist ein großer Glücksfall.

Mit dieser Veröffentlichung möchte ich zugleich einen weiteren Beitrag zur Aussöhnung zwischen der deutschen und der polnischen Bevölkerung in meiner alten Heimat leisten.

Bei dieser Monografie geht es in erster Linie um mein Leben in einer historisch bedeutsamen Zeit. Dabei werden natürlich vielfältige zeitgeschichtliche Ereignisse tangiert und Bezüge hergestellt. Es ist nicht die Aufgabe und auch keine Absicht des Autors, mit dieser Darstellung historische Fakten zu erläutern oder zu bewerten. Es handelt sich immer um die subjektive Darstellung meiner Erlebnisse. Soweit es möglich war, Dokumente oder andere Originale als Beweise anzuführen, sind diese im Anhang zu finden. Um Wiederholungen zu vermeiden, habe ich als Fußnote jeweils Hinweise auf eigene Veröffentlichungen gegeben. Einzelne Lebensabschnitte habe ich zusammengefasst und nach Möglichkeit abgegrenzt. Zeitliche Überschneidungen sind dabei nicht auszuschließen.

Es ist keinesfalls beabsichtigt, Personen der Zeitgeschichte, die im Text genannt wurden, bloßzustellen oder zu beleidigen.

Danken möchte ich allen Personen, die mir bei meinen Recherchen behilflich waren, besonders den Mitgliedern der Deutschen Minderheit, dem im Ruhestand lebenden Pfarrer meiner Heimatstadt, Prälat Dr. Alfons Schubert, der mit großem Interesse meine Tätigkeit begleitete. Bei allen auftretenden Problemen stand immer Norbert Bick an meiner Seite, der mich, getrieben von seiner Heimatliebe, ständig motivierte und unterstützte. Wissenschaftliche Begleitung fand ich bei Frau Professor Dr. habil. Joanna Rostropowicz. Eine wichtige Funktion als Korrektiv übte meine Partnerin Waltraud Langl aus. Ihr bin ich zu besonderem Dank verpflichtet. Abschließend möchte ich Immanuel Kant zitieren, dessen Erkenntnis auch für mein Leben zielführend war und ist:

„Es kommt nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht.“

Kindheit und Jugend im Haus an der Oder

In den frühen Morgenstunden des 2. März 1930 bin ich zur Welt gekommen. Da ich mich ja nicht daran erinnern kann, muss ich das glauben. Der Ort, an dem man meine Stimme zum ersten Mal vernahm, war die ehemalige Küsterschule in der Kirchstraße in Cosel (Oberschlesien), nicht weit vom Ufer der Oder, aber auch ziemlich zentral im Schatten der Stadtpfarrkirche. Meine Namen, ich konnte mich nie so richtig mit ihnen anfreunden, ergaben sich aus dem beruflichen Umfeld meiner Eltern. Mein Vater war Küster an der erwähnten Kirche, und meine Mutter betreute die Kirchenwäsche und die Paramente, die in der kirchlichen Liturgie Verwendung fanden. Meine Eltern waren fromme Leute, an denen wir uns orientieren konnten, aber keine Frömmler. Da an der Kirche ein Pfarrer und zwei Kapläne angestellt waren, bekam ich den Rufnamen Josef von unserem Pfarrer, der später noch eine bedeutende Funktion als Weihbischof von Breslau und nach seiner Vertreibung am Kölner Dom ausübte. Ihm widmete ich dann in späteren Jahren in meiner Veröffentlichung „Sie gaben Zeugnis“ ein Kapitel.¹ Die anderen beiden Namen, Otto und Paul, kamen von den Kaplänen, die – soweit ich es erfahren konnte – Opfer der schlesischen Tragödie wurden.

Meine Kindheit verlief glücklich und problemlos, wir hatten genügend Wohnraum und einen großen Hof mit Garten, in dem ein alter Birnbaum stand. Jedes Jahr wenn sich der Sommer zum Ende neigte, war es wie ein Fest, wenn mein Vater und die älteren Brüder die köstlichen Früchte vom Baum holten. Familiäre und



Carolusstift – heute Heim für Kinder mit schwerster intellektueller Behinderung.

¹ Gröger, Josef: Sie gaben Zeugnis. Selbstverlag, Heilbad Heiligenstadt 2015.

kirchliche Höhepunkte wurden immer festlich gefeiert. Meine Mutter sorgte dafür, dass wir diese kulturvoll erlebten. Sie hatte in jungen Jahren auf dem Schloss der Grafen von Wallhofen in Trawnik, ihrem Heimatort, eine Ausbildung mit starker musischer Prägung erhalten, wobei der schlesisch-österreichische Einfluss nicht zu übersehen war.

Um meinen Sozialisierungsprozess zu fördern, besuchte ich den Kindergarten im Carolusstift, eine Einrichtung, die von den Grauen Schwestern der Kongregation von der hl. Elisabeth geleitet wurde. Die Spielschule, wie man sie im Volksmund nannte, hatte durch ihr pädagogisches Konzept großen Einfluss auf die kindgerechte Erziehung und Bildung. So ist es mir heute noch nach vielen Jahren ein Bedürfnis, aus der Sicht eines erfahrenen Pädagogen der Leiterin Schwester Berchmana, posthum zu danken, die in ihrer Arbeit altbewährtes und neues pädagogisches Gedankengut schöpferisch in die Erziehungsarbeit einbrachte.²

Mit dem sechsten Lebensjahr begann dann meine Schulzeit. Eigentlich war ich ein ruhiger und verträumter Schüler. Das Lernen fiel mir nicht schwer, aber das Schreiben auf der Schiefertafel bereitete mir so manche Schwierigkeiten. Mit dem Übergang zum logischen Lernen gelang es mir, gute Plätze im Leistungsspektrum der Klasse einzunehmen. Im Sommer 1936 vergrößerte sich unsere Familie. Mein Bruder Paul wurde geboren, der sich später nach Beendigung des Krieges zu einem geachteten Kirchenmusiker und Dirigenten entwickelte. Im gleichen Jahr mussten wir aus dem Küsterhaus ausziehen, da an dieser Stelle ein neues Küster- und Organistenhaus gebaut wurde, in das wir dann 1938 einzogen.

Das neue Haus mit seiner für diese Gegend einmaligen architektonischen Gestaltung erlaubte uns, unser Leben in moderner Wohnkultur zu verbringen. Die Giebelseite schmückt eine lebensgroße Darstellung des hl. Christophorus. Diese Freskomalerei ist eine gedankliche Verbindung zum nahen Oderfluss, der besonders in den Frühjahrsmonaten oft eine Bedrohung für die Stadt war.

Auf der Längsseite befindet sich über dem Eingang eine Notenzeile mit den Anfangstakten des „Te Deums“, darüber fünf Orgelpfeifen, verbunden mit einem Schleifenband mit der Aufschrift „ANNO DOMINI 1938“. Links und rechts neben den Orgelpfeifen sind jeweils zwei gekreuzte Schlüssel zu sehen. Diese heraldische Darstellung weist auf den Verwendungszweck des Hauses hin.

Wir bewohnten die Parterrewohnung, außerdem gab es noch ein Kirchenbüro und einen Paramenten-Raum. Im ersten Stock lagen die Wohnungen für einen Kaplan und den Organisten und darüber noch eine Mansardenwohnung. Als Organist war zu dieser Zeit Professor Johannes Kobek tätig. Nach seinem Weggang nach Ös-

² Gröger, Josef: Geschichten aus dem Küsterhaus in Cosel. Selbstverlag, Heilbad Heiligenstadt 2014, S. 23.



Küster- und Organistenhaus in Cosel

terreich, wo er einen Lehrauftrag übernahm, wurde die Stelle von dem aus Breslau stammenden Organisten und Dirigenten Godehard Kirscht übernommen. Die „Musica sacra“ wurde in der Coseler Gemeinde besonders gepflegt. Neben einem ausgezeichneten Kirchenchor gab es einen Stamm von Orchestermusikern, sodass zu allen Feiertagen Messen mit Chor und Orchester gefeiert werden konnten. Dass diese Musiker und Chormitglieder für ihre Auftritte keinerlei Entlohnung erhielten und teilweise aus den umliegenden Orten mit dem Fahrrad zu den musikalischen Aufführungen nach Cosel kamen, ist heute kaum zu glauben. Für sie galt unausgesprochen: „Wir spielen und singen zur Ehre Gottes.“ Und es gab auch keine Beifallsbekundungen dafür. Zu den besonderen Höhepunkten gehörten die klassischen lateinischen Messen, das Weihnachtspastoral „„Transeamus“ usque Betlehem“ in der Fassung von Joseph Schnabel, aber auch der Auferstehungschoral „Attollite portas“ von Caspar Ett. Es war für mich ein bewegender Augenblick, als ich 2010 zur Einweihungsfeier der ehemaligen Minoritenkirche für die deutsche Minderheit in Cosel dieses Musikstück über die Lautsprecheranlage der Kirche einspielen ließ. Danach kam eine alte Frau auf mich zu und sagte: „Als junges Mädchen gehörte ich dem Cäcilienverein in Cosel an und habe wiederholt an den Aufführungen des ‚Attollite‘ teilgenommen, diese Übertragung war für mich ein besonderes Geschenk.“

Orgelkonzerte übertrug der Sender Breslau seit 1937 aus der Pfarrkirche. Auch nach der Einberufung des Organisten Godehard Kirscht zum Militärdienst konnte die Kirchenmusik weiter gepflegt werden. Aus Hindenburg wurde Pfarrer Georg Heisig, ein musikalisch hochbegabter Geistlicher, nach Cosel „versetzt“, der sich für die Pflege der Kirchenmusik besonders einsetzte. Über die Umstände der Ver-

setzung verfügt der Autor über bisher unbekannte Informationen, jedoch gab es, bedingt durch familiäre Verflechtungen Heisigs und einer weiteren bekannten Familie in der BRD kein Interesse für eine Bestätigung.

Für die Orchester- und Chormusik hatte ich großes Interesse. Oft saß ich in den Abendstunden auf den Stufen der Kanzel, wo mich niemand sah, und hörte den Proben zu, wenn die klassische Kirchenmusik eingeübt wurde. Die Verhältnisse brachten es mit sich, dass ich keine Möglichkeit bekam, eine musikalische Ausbildung zu erhalten. Mein jüngster Bruder hatte in den späteren Jahren mehr Glück, er konnte durch ein Musikstudium seine Begabungen voll zur Entfaltung bringen.

Unser Leben verlief in geordneten Bahnen, wir kannten keine Not, aber auch keine Übertreibungen. Ein Garten wurde auf den ehemaligen Festungsanlagen eingerichtet, und so gab es für die ganze Familie einen Ort der Erholung, aber auch der zusätzlichen Arbeit. Es war schon erstaunlich, was meine Eltern aus diesem Grundstück an Obst und Gemüse ernteten. Allerdings muss man auch feststellen, dass die klimatischen Verhältnisse in dem von der Oder durchflossenen Gebiet außerordentlich günstig für den Gemüse- und Obstanbau waren und sind.

In den Ferien war der Bauernhof in Grünweide (Trawniki), aus dem meine Mutter stammte, ein gern aufgesuchter Ort, in dem wir unsere Verwandten trafen und nach unseren Möglichkeiten im Stall und auf dem Feld mithalfen und so das Leben auf dem Lande kennenlernten.

In der Stadt wurden neue Kasernen gebaut und ein Infanterieregiment stationiert. Ich erlebte noch Dinge, die man sich später gar nicht mehr vorstellen konnte. So war es für die Regimentskapelle eine Ehrensache, an hohen Festtagen die Orchestermusiker bei der Aufführung bedeutender Messen zu unterstützen. Auch Feldgottesdienste an Sommersonntagen fanden statt. Sie wurden auf dem Exerzierplatz hinter dem Barackenlager ohne Waffen und ohne Waffensegnungen durchgeführt.

Eines Tages geriet ich doch in eine Situation, deren Ausgang ich mir nicht vorstellen konnte. Für einen Schwerkranken wurde ein Geistlicher bestellt, damit der Kranke beichten und die Kommunion empfangen konnte. Bei so einem Krankenbesuch ging der Geistliche im Ornat mit der Burse, einem Behälter, in dem die Hostie aufbewahrt wurde, begleitet von einem Ministranten, an das Krankenlager. Da ich wahrscheinlich gerade greifbar war, wurde mir die Funktion übertragen. Ich erhielt also ein Aspergill, ein dem Zepter nachgebildeter Stab, an dem sich eine durchlöcherter Kugel mit einem mit Weihwasser gefüllten Schwamm befand. Dazu kam noch eine Laterne mit brennendem Licht und eine Schelle. Der Ministrant ging vorweg und, wie es damals in katholischen Gegenden üblich war, ließ die Schelle erklingen, wenn sich Personen näherten. Trat dieser Fall ein und handelte es sich um einen Gläubigen, so kniete dieser nieder, bis der Geistliche vorbei war und bekreuzigte sich. Dieses Zeremoniell war damals üblich und nichts Ungewöhnliches.

Also marschierte ich vorweg und achtete darauf, immer rechtzeitig mit der Schelle ein Signal zu geben. Plötzlich sah ich – oh Schreck – eine Kompanie Soldaten singend in die Straße einbiegen. Was denn nun? Ich glaube, der Geistliche war genau so überrascht wie ich. Wie sollten wir dieser Situation begegnen? Mir fiel jetzt ein Ausspruch meiner Mutter ein: „Es gibt für alles eine Lösung.“ Ich ging jetzt laut klingelnd weiter und überlegte, ob sich die Soldaten hinknien müssen oder nicht. Aber ich brauchte nicht weiter nachzudenken. Plötzlich erschallte ein lautes Kommando: „Kompanie! Lied aus! Achtung, im Paradeschritt Augen rechts!“ Der Offizier legte die Hand an die Mütze, und die Kompanie marschierte im preußischen Stehschritt an uns vorbei. Es war das erste und auch das letzte Mal, dass ich in ein solches militärisches Zeremoniell einbezogen war.

Die Arbeitslosigkeit war so gut wie beseitigt. Rückblickend könnte man sagen, die Menschen lebten in Ruhe und Frieden und waren neugierig auf so manche kleine Sensation, über die man sich ausgiebig unterhalten konnte. Es war die Zeit, in der man sich in den Sommermonaten auf den Hausstufen zusammenfand und sich unterhielt.

Eines Tages kam es, dass ich plötzlich im Mittelpunkt stand und vollkommen ungewollt für eine Sensation sorgte. Wie überall gab es in Cosel auch einige Originale. Das waren Mitmenschen, die durch ihren Habitus oder durch andere individuelle Besonderheiten im Stadtbild auffielen, aber es auch schmückten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren es rechtschaffene Bürger, die durch ihre Existenz dem Stadtbild ein buntes Gepräge gaben. Dazu gehörte – er möge es mir posthum verzeihen – der Philosoph Dr. Hugo Otciepka,³ der sich unter dem Pseudonym „Bund“ mit den Werken von Immanuel Kant auseinandersetzte und bedeutende wissenschaftliche Werke veröffentlichte. Leider wurde auch er ein Opfer der Vertreibung und starb unter erbärmlichsten Verhältnissen 1946 in Mecklenburg. Noch heute sehe ich ihn, wie er mit einem großen Schlapput, Nickelbrille, schwarzem Anzug und einer Aktentasche unter dem Arm durch die Stadt ging und Selbstgespräche führte. Wir Kinder flüsterten uns zu: „Das ist ein Philosoph!“ – ohne zu wissen, was das Wort bedeutete. Aber auch Opa Nestroy gehörte dazu, ein älterer Mann, wahrscheinlich ein Weltenbummler, der seinen Lebensabend in der Ring'schen Stiftung, dem Altersheim der Stadt, verbrachte und immer eine Kleinigkeit für uns übrig hatte und uns mit den Abenteuern aus seinem Leben begeisterte.

Man könnte noch mehrere aufzählen, aber ein Original muss ich noch in den Mittelpunkt stellen. Es war ein großer alter Mann, dem man schon ansah, dass er ein

³ Gröger, Josef: Dr. Hugo Otciepka – Ein Coseler Bürger und ein bedeutender Philosoph des vergangenen Jahrhunderts. In: Schlesier von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Band IV, Oberschlesisches Eichendorff Kultur- und Begegnungszentrum Lubowitz, 2013, S. 171-174.

Sonderling war und Kontakte mit seiner Umwelt vermied. Ging er in die Stadt – er wohnte am Rand des Ortsteils Fischerei – war er immer in Begleitung einer jungen Frau. Wenn man sich nach dieser Person erkundigte, erfuhr man, dass das seine Nichte sein sollte. Es war schon ein komisches Paar, zumal man ihnen die selbstgewählte Armut ansah. Als Kinder kannten wir die beiden nur unter dem Spitznamen „Hänsel und Gretel“, und so blieb es nicht aus, dass sie gehänselt wurden, wenn ein genügender Abstand vorhanden war, denn sein Krückstock war gefürchtet.

In dieser Zeit gab es in den zwei katholischen Kirchen der Stadt immer wieder Auffälligkeiten, für die man keine Erklärung fand. Da fehlten die Kerzen auf den Altären, lagen die Leuchter auf dem Fußboden, waren Altartücher heruntergerissen, verschwanden die Stolen in den Beichtstühlen, waren Bilder von der Wand genommen worden usw. Es war schon recht sonderbar. Keinen Hinweis gab es, obwohl die Kirchenbesucher gebeten wurden mitzuhelfen, dieses Treiben zu beenden.

Eines Tages hatte ich den Auftrag, die Mittagsglocke zu läuten. Als ich danach aus der Sakristei kam, sah ich „Hänsel und Gretel“, wie sie über den Kirchplatz in die Kirche gingen. Blitzartig schoss mir durch den Kopf, ob diese die Kirchenschänder sein könnten, nach denen man schon so lange suchte. Ich hatte sie doch noch nie in der Kirche gesehen. Ich lief in unsere Wohnung und holte die Schlüssel für den Aufgang zur Orgelempore. Von dort konnte ich den Kirchenraum überblicken. Zu meiner Überraschung sah ich dann, wie die beiden sich an einem Seitenaltar zu schaffen machten. Die Kerzen verschwanden in einer Tasche, das Altartuch wurde heruntergezogen, und das Paar suchte das Weite. Ich zitterte vor Aufregung und konnte kaum glauben, was ich gesehen hatte. Ich erzählte das Gesehene meinen Eltern, als sie wieder in der Wohnung waren.

Mein Vater sprach dann mit dem Pfarrer. Es erfolgte eine Anzeige, und bei einer Wohnungsdurchsuchung fand man alle Gegenstände, die man in den Kirchen vermisste. Ich musste dann bei der Verhandlung im Gericht meine Aussage machen. Die beiden Kirchenschänder zeigten sich bußfertig, und der Richter sprach ein salomonisches Urteil, mit dem die beiden leben konnten. Zwar war ich der Held des Tages, aber so richtig wohl gefühlt habe ich mich nicht.

In dieser Zeit wurde ich, wie meine anderen Brüder, Ministrant, und ich nahm diese Aufgabe sehr ernst. Mit viel Aufwand wurden die lateinischen Verse des Stufengebets, das zu Beginn des Gottesdienstes abwechselnd mit dem Geistlichen gebetet wurde, auswendig gelernt. Höhepunkt war dabei das „Confiteor“, das Sündenbekenntnis, das uns durch den langen lateinischen Text so manche Übungsstunde abforderte.

Von besonderer Bedeutung waren zum Jahreswechsel die Kollendebesuche. Dabei handelte es sich um eine Haussegnung, die im ersten Monat des Jahres durchge-

führt wurde. Zusammen mit zwei Ministranten und dem Küster oder einer anderen beauftragten Person zog der Geistliche von Wohnung zu Wohnung. Die Ministranten eröffneten die Kollende mit einem Weihnachtslied, danach erfolgte die Segnung der Wohnung unter Einsatz von Weihwasser und Weihrauch. Der Küster schrieb mit Kreide die Abkürzung C+M+B und die entsprechende Jahreszahl an die Tür, und alle Bewohner erhielten ein Kollende-Bildchen mit einem religiösen Motiv.

Die auf die Tür aufgetragenen Abkürzungen wurden allgemein als die Anfangsbuchstaben von Caspar, Melchior, Balthasar, die Namen der Heiligen Drei Könige, gedeutet. Jedoch verbarg sich hinter dieser Abkürzung der lateinische Ausspruch „Christus mansionem benedicat.“ (Christus segne dieses Haus). Bedingt durch diese Hausbesuche lernte man damals so ziemlich die gesamte Stadtbevölkerung kennen, und zugleich wusste man, wer nicht der katholischen Pfarrgemeinde angehörte.

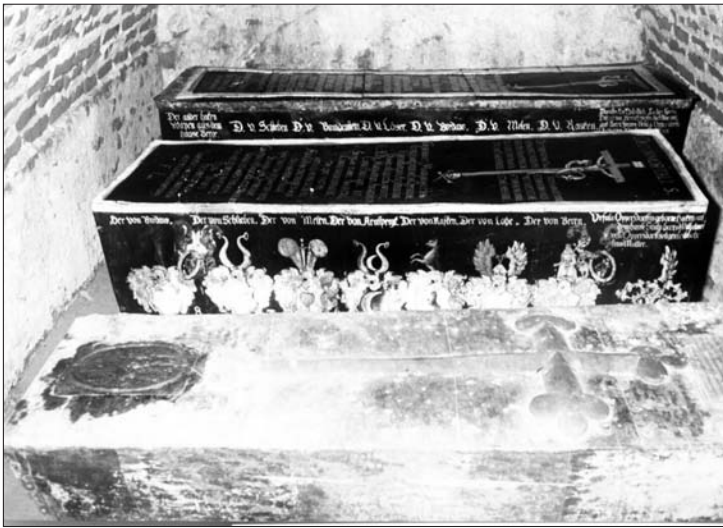
Höhepunkte in diesem Lebensabschnitt waren die Erstkommunion und die Firmung. Für mich war die Firmung ein besonderes Erlebnis, war ich doch einer der ersten Firmlinge des neu geweihten Weihbischofs, des früheren Pfarrers von Cosel, Joseph Ferche.

In dieser Zeit wurde auch der Fußboden der Pfarrkirche mit neuen Fliesen belegt. Bei den Arbeiten entdeckte man vor dem Marienaltar ein Gewölbe, das auf eine lange vermutete Gruft hindeutete. Nach der Öffnung des Gewölbes stieg mein Vater in die Gruft und leuchtete den Raum aus. Er entdeckte drei metallene Sarkophage, davon zwei mit künstlerisch gestalteten Bildern und Schriften. Nachdem Fachleute hinzugezogen worden waren, stellte sich heraus, dass es sich um die Familiengruft derer von Oppersdorff handelte. Bisher hatte man nur eine Vermutung, aber nun war der Beweis vorhanden. Für einige Tage wurde die Gruft für die Öffentlichkeit zur Besichtigung freigegeben. Wagemutige konnten nun auf einer Leiter in das Gewölbe hinabsteigen. Gemeinsam mit meinem Vater habe ich auch den Einstieg in die Gruft gewagt.

Dort sah ich dann die drei Sarkophage, zwei wahrscheinlich aus Kupfer mit auffälliger Dekorationsmalerei, und den dritten Sarg, der aus Zinkblech bestand und ein künstlerisch herausgearbeitetes Kreuz und das Familienwappen derer von Oppersdorff auf der Oberfläche hatte.



Erstkommunikant 1939.



Die Gruft in der Marienkapelle.

Was mich damals schon ungeheuer beeindruckte, war die Dekorationsmalerei, die schon einige hundert Jahre alt war, aber so aussah, als wenn sie gerade aufgetragen worden wäre. Lange hat mich dieses Erlebnis beschäftigt. Eigentlich kann ich heute sagen, dass an diesem Tag mein immer größer werdendes Interesse

für die Geschichte unserer Pfarrkirche begann, das nach Jahrzehnten mit der Veröffentlichung meiner Publikationen über die Stadt- und Kirchengeschichte seinen Höhepunkt fand.

Von meinen älteren Brüdern befanden sich zwei im beruflichen Ausbildungsprozess und einer lernte am Gymnasium, meine Schwester Hilde besuchte die Haushaltungsschule im Carolusstift, ich ging in die Volksschule. Mein jüngster Bruder genoss noch die familiäre Obhut. Man hätte sagen können, so könnte es bleiben. Aber das kleine familiäre Glück sollte nicht von Dauer sein. Die politische Entwicklung zeigte auch bedrohliche Tendenzen. Die faschistische Ideologie und die Angst vor einem Krieg waren unterschwellige Belastungen, die wir mit unserem kindlich-jugendlichen Verstand nicht definieren und erklären konnten. Als jedoch der November 1938 heranrückte und mit der berühmten Kristallnacht die Judenverfolgung begann, wurden wir brutal vor eine neue Situation gestellt, die durch die Verbreitung des Hetzblattes der Nazis „Der Stürmer“ in den Monaten zuvor gnadenlos angeheizt worden war.

Das Ergebnis ließ nicht lange auf sich warten. Noch heute sehe ich die brennende Synagoge und die schweigende Mehrzahl der Coseler Stadtbewohner vor mir, die Feuerwehr, die nicht eingreifen durfte, und SA-Männer, die die Juden der Stadt zusammentrieben. Die Geschäfte und Einrichtungen der jüdischen Bürger wurden zerstört, Einrichtungsgegenstände und Waren lagen auf den Straßen herum.

Es war ein nicht zu fassendes Erlebnis. Erst durch ein vertrauensvolles Gespräch mit den Eltern haben wir begriffen, was in der Stadt und in ganz Deutschland geschah.⁴

⁴ Gröger, Josef: Kirchen, Klöster und Kapellen in der Stadt und ehemaligen Festung Cosel. Görlitz 2004.

Zugleich erhielten wir aber auch wichtige Verhaltensinformationen. Spätestens jetzt wurde mir klar, dass es zwischen Nationalsozialismus und Religion einen großen Widerspruch gab.



Synagoge der jüdischen Gemeinde in Cosel.

Vieles konnte man in diesem Alter noch nicht verstehen. Aber alle Maßnahmen der Politik und der Wirtschaft steuerten auf eine militärische Aufrüstung zu. Winterhilfswerk, Eintopfessen, Sammlung von Altstoffen, Ernteeinsätze, Luftschutz – das alles waren Aktionen, die einen sozialen Vordergrund hatten, aber in Wirklichkeit der Kriegsvorbereitung dienten.

Der August 1939 rückte heran, ein Sommermonat, wie er schöner nicht sein konnte, jedoch lag eine fast lähmende Ungewissheit über Stadt und Land. Immer öfter fragten sich die Bürger: „Wird es einen Krieg geben?“ Die faschistische Propaganda versuchte eine positive Stimmung zu verbreiten. „Der Führer,“ so die offizielle Sprachregelung, „wird wie kein anderer für den Frieden in Europa eintreten!“

Die Realität sah anders aus. Immer mehr militärische Einheiten nahmen in Cosel Quartier, ein Feldflugplatz wurde zwischen Kobelwitz und Reinschdorf errichtet. Die Schulgebäude waren mit Soldaten voll belegt, die Oderbrücken wurden durch Flugabwehrgeschütze gesichert. Ein simulierter Fliegerangriff im Rahmen einer Luftschutzübung durch die berühmten und berüchtigten Sturzkampfbomber „Ju 87“ auf die beiden Oderbrücken, hatte in der Bevölkerung Angst und Schrecken ausgelöst und wurde von vielen Bewohnern als ein böses Omen gewertet. In den Kirchen wurde zwar für den Frieden gebetet, aber offizielle Friedensandachten durften nicht stattfinden.

So ging der August zu Ende. Am 1. September 1939 betrat mein Vater wie immer in den frühen Morgenstunden die Sakristei der Kirche. Da das Morgengeläut wie auch das Abendgeläut in Abhängigkeit vom Sonnenaufgang bzw. vom Sonnenun-

tergang erklang, musste mein Vater vor sechs Uhr in der Kirche sein. Diesmal kam er aber völlig aufgelöst zurück, weckte die ganze Familie und beorderte alle an die Fenster. Jetzt sahen wir, wie die Geschwader der Luftwaffe über uns in Richtung Osten flogen und Militärfahrzeuge ohne Ende über die Oderbrücken fuhren. Das Radio wurde eingeschaltet, aber erst nach 6.00 Uhr gab es die ersten Hinweise, dass es zu militärischen Auseinandersetzungen mit Polen gekommen war. Erstmals hörten wir im Rundfunk die Ankündigung einer Sendung, die uns noch Jahre bis zum bitteren Ende begleitete.

Die erste Sendung hatte folgenden Inhalt:

„Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt!

Freitag, den 1. September 1939, 11.35 Uhr.

Auf Befehl des Führers und obersten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnischen Grenzen zum Gegenangriff angetreten. Gleichzeitig sind Geschwader der Luftwaffe zum Niederkämpfen militärischer Ziele in Polen gestartet. Die Kriegsmarine hat den Schutz der Ostsee übernommen.“⁵

Im Rahmen der psychologischen Kriegsführung wurden nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 Siegesmeldungen durch das Oberkommando der Wehrmacht immer mit den ersten Takten aus der Schlusspassage der symphonischen Dichtung „Les Preludes“ von Franz Liszt angekündigt.

In den Vormittagsstunden hörten wir dann die Rede Hitlers vor dem Reichstag. Nun war eingetreten, was viele befürchteten, der Krieg war trotz wiederholter gegenteiliger Beteuerungen doch ausgebrochen.

Von diesem Tag an wurde alles anders. Im Rathaus mussten Lebensmittelkarten abgeholt werden, und ab sofort traten die Bestimmungen für die Verdunkelung in den Abend- und Nachtstunden in Kraft. Wer schon vorgesorgt hatte, der war jetzt gut dran. Die Pfarrei erhielt die Aufforderung, die Kirchenfenster zu verdunkeln, damit in der Dunkelheit kein Lichtschimmer nach außen dringen konnte. Nun standen wir vor einem Problem, wie die großen gotischen Kirchenfenster so abgedichtet werden konnten, dass kein Lichtschein aus der Kirche nach außen gelangte, das Tageslicht die Kirche aber dennoch erhellen sollte. Da es keine Firma gab, die solch einen Auftrag annahm, mussten wir zur Selbsthilfe schreiten. Mein Vater entschied, die Oberteile der Fenster, die sogenannten runden Oberlichter, mit schwarzem Papier abzukleben und die darunterliegenden Fenster mit Rollos zu versehen. Nachdem wir alles vorbereitet hatten, kam der schwierigste Teil unserer Aktion, nämlich die Montage an den Fenstern. Was wir befürchteten hatten,

⁵ Die Wehrmachtsberichte 1939–1945. Gesellschaft für Literatur und Bildung. Köln 1989, S. 1.

trat ein. Keine Leiter reichte aus, um an die Oberlichter zu gelangen. Eine zweite Leiter musste besorgt werden, und dann wurden sie so zusammengebunden, dass sie die notwendige Länge hatte. Für mich sah das aus wie die Vorbereitung für eine Artistennummer im Zirkus, aber ich vermied jede Bemerkung dazu, um meinen cholerischen Vater nicht noch zu reizen. Nachdem wir die Leiter in Position gebracht hatten, sagte mein Vater, es wäre wohl am besten, wenn der Leichteste hinaufklettern würde, und schaute mich vielsagend an. Ich wusste, dass mein Vater nicht gerade zart besaitet war und ein Risiko nicht scheute, aber für diese Nummer auf diesem Leiterkonstrukt war er keinesfalls geeignet. Entgegen meiner eigentlichen Einstellung sagte ich dann, dass ich hochsteigen werde. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, befestigte das zugeschnittene Papier und den Leimtopf an mir und begann, Sprosse für Sprosse hinaufzusteigen. Ungefähr auf halber Höhe merkte ich, wie die Leitern anfangen, stark zu schwingen. Ich konnte jetzt direkt in das Gesicht der Herz-Jesu-Darstellung auf dem Seitenaltar schauen und sagte zu mir, entweder er hilft dir, oder du stürzt in die Tiefe. Offensichtlich hat sich mein Gottvertrauen ausgezahlt. Trotzdem war es nach einigen Stunden so, als fiel mir ein Stein vom Herzen, nachdem ich das letzte Oberlicht zugeklebt hatte. Es ist doch eigenartig, immer wieder, wenn ich nach vielen Jahrzehnten in meine Heimatkirche komme, spüre ich sekundenlang diese Angst, die mich damals auf der schwankenden Leiter befiel.

Die ersten Kriegswochen mit den Erfolgen der deutschen Wehrmacht lösten bei vielen Bewohnern euphorische Stimmungen aus. Das muss man auch aus historischen und geografischen Gründen betrachten. Zwar war Cosel nicht unbedingt als Grenzgebiet einzustufen, denn die Entfernung bis zur polnischen Grenze betrug im günstigsten Fall etwa 35 Kilometer. Dazu kam, dass sich die älteren Menschen noch gut an die Kämpfe aus der Zeit des Polenputsches zu Beginn der 1920er-Jahre erinnern konnten. Dass da eine latente unterschwellige Ablehnung des Polentums vorhanden war, ist leicht zu verstehen, zumal in dessen Folge ein Teil des oberschlesischen Gebietes gegen den Willen der Bevölkerung an Polen abgetreten werden musste. Jedoch war eine offene, böswillige antipolnische Einstellung kaum festzustellen.

Die neue Situation ging aber auch an unserer Familie nicht folgenlos vorüber. Zuerst musste der älteste Bruder den Militärdienst antreten. Kurze Zeit danach wurde auch meine Schwester als Luftwaffenhelferin dienstverpflichtet, und – was wir nicht ahnten – selbst mein Vater, der die Schrecken des Ersten Weltkriegs erlebt hatte, musste sich bei einer Einheit der Luftabwehr melden. Danach wurde auch mein zweiter Bruder zur Luftwaffe eingezogen. Es gab nun eine problematische Situation für uns als Jugendliche. Einerseits gab es vier Uniformträger in der Familie, und der Vater hatte einen Offiziersgrad und gehörte zu den sogenannten



Familienbild ohne Sohn Heinz 1941, Autor links.

Schmalspuroffizieren. So blieb bei uns ein gewisser Stolz nicht aus, wenn wir auch nur bedingt verstanden, dass mein Vater zumindest in der Familie eine Antikriegshaltung vertrat, die ihre Ursache in den schrecklichen Erlebnissen im Ersten Weltkrieg in Russland und in Frankreich hatte. Wie es zu erwarten war, kamen auch bald die ersten Meldungen von gefallenen Soldaten. Wenn am Anfang auch hier und da trotz der Trauer um den Angehörigen noch ein gewisser Stolz vorhanden war – die Todesanzeigen in der Zeitung waren geschmückt mit der Abbildung des Eisernen Kreuzes, dem

Dienstgrad des Gefallenen und der Aufzählung seiner Auszeichnungen und nach heutiger Ansicht mit dem zynischen Satz: „Er starb für Führer, Volk und Vaterland!“ – so sollte diese Gestaltung der Todesanzeige den Schmerz der Angehörigen um den Gefallenen kompensieren. Allerdings setzte im Laufe der Zeit ein Umdenken bei der Bevölkerung ein. Ich erinnere mich noch daran, dass eine gute Bekannte der Familie, die öfter zu uns kam, um die Nachrichten aus dem Radio anzuhören, einmal zu mir sagte: „Auch deine Kinder werden noch für diesen Krieg bezahlen müssen.“ Ich empfand das damals als eine völlig unverständliche Aussage.

In den ersten Monaten des Krieges war mein Vater in der Luftüberwachungszentrale in Cosel eingesetzt. Da zu dieser Zeit in unserer Gegend mit dem Eindringen feindlicher Flugzeuge nicht zu rechnen war, konnte er einen Großteil seiner beruflichen Verpflichtungen noch ausüben. Weil er nicht kaserniert war, konnte er nach Dienstschluss nach Hause gehen, denn seine Dienststelle befand sich in den Kellerräumen des Landratsamtes. Aber bereits im zweiten Kriegsjahr gab es Einsätze in Holland und im Jahr darauf auch im Ruhrgebiet, da der Luftkrieg immer größere Ausmaße annahm.

Als „Junioröküster“ im Dienst der Gemeinde

Diese neue Situation hatte zur Folge, dass der Vater immer öfter nicht in Cosel anwesend war. Nun musste die Arbeit in der Kirche neu organisiert werden. Zwar versuchte die Mutter, einen Großteil der Arbeiten zu übernehmen, dennoch stellte sich heraus, dass auch trotz sporadischer Hilfe von zwei älteren Männern aus der Gemeinde das Pensum nicht zu schaffen war. Nun waren wir gefragt, mein Bruder Herbert und ich mussten immer öfter die Freizeit opfern, um die Arbeiten im kirchlichen Raum, aber auch im Haus und im Garten zu bewältigen. Ich hatte damals spaßeshalber einmal den Begriff „Junioröküster“ formuliert, eine Wortschöpfung, über die wir damals gelacht hatten, die aber genau das ausdrückte, was auf uns zukam. Zwar war das Arbeitspensum, das wir jetzt bewältigen mussten, körperlich nicht besonders anstrengend, aber dafür sehr zeitaufwendig. Bei der Organisation von Gottesdiensten und kirchlichen Handlungen, wie Taufen, Trauungen, Krankenbesuchen, Beerdigungen, Vorbereitungen für besondere Gottesdienste, Glockenläuten usw., hatte zwar meine Mutter die Zügel in der Hand, der Zeitaufwand war aber gewaltig, und ich muss gestehen, dass wir uns dabei ein umfangreiches Fachwissen aneignen mussten. Es war unser Ehrgeiz, dass alles gut organisiert war und fachgerecht ablief. Die gut durchdachte Arbeitsorganisation, welche wir dabei lernten, hatte zur Folge, dass wir dennoch genügend Zeit für eigene Interessen fanden.

Eines Tages gab es in der Schule eine Überraschung. Zum Beginn des Unterrichts erschienen zwei ältere Jugendliche in Hitlerjugend-Uniform im Klassenzimmer. Jetzt kam etwas auf uns zu, was uns noch lange begleiten sollte. Einer von den beiden rief „Achtung!“, und wir mussten von den Sitzen aufspringen und „Haltung“ annehmen. Dann erfuhren wir, dass wir auf Befehl des Führers mit Erreichen des 10. Lebensjahres ab sofort zum Jungvolk gehörten. Jeden Mittwoch und Samstag war um 15 Uhr Dienst angesetzt. Nachdem wir den Hitlergruß erwidert hatten, verließen die beiden das Klassenzimmer. Jetzt gab es für mich eine neue und problematische Situation. Den Mittwoch konnte ich ja noch verkraften, aber der Samstag war bei uns in der Familie immer mit einem umfangreichen Arbeitsaufwand verbunden. Bald wusste ich, dass die Schwierigkeiten vorprogrammiert waren, zum Glück wurde der Brei nicht so heiß gegessen, wie er gekocht wurde.

Das nächste Problem war die Beschaffung einer Uniform. Mit diesem Thema brauchte ich das Gespräch im Elternhaus erst gar nicht beginnen. Wir bekamen Bezugscheine, um die Uniform zu kaufen. Uns interessierte natürlich nur die kurze schwarze Manchesterhose und von der Winteruniform die Überfallhose sowie die Winterschildmütze. In Cosel gab es Uniformen nur im Textilgeschäft Gieron am Ring. Neben den Bezugscheinen musste man noch über gute Beziehungen ver-



Josef Grögers Kindheit und frühe Jugend im Küsterhaus in Cosel (Oberschlesien) waren geprägt von Weihrauchduft und Weihwasser. Diese Idylle endete abrupt in den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs, nachdem er zuvor den Kirchenschatz der katholischen Kirche seiner Heimatstadt verbergen und somit retten konnte.

Flucht und Trennung von den Eltern waren gravierende Situationen des folgenden entbehrungsreichen Lebensabschnittes, der ihn nach Thüringen führte, wo er trotz katastrophaler Lebensumstände einen Beruf erlernen und später studieren konnte.

Im eichsfeldischen Heiligenstadt fand er mit seiner Frau einen neuen Lebensmittelpunkt und reiches Familienglück. Als Diplom-Handelslehrer unterrichtete er 42 Jahre erfolgreich an der Berufsschule, deren Direktor er 1990 wurde. Von 1970 bis 1990 trug er als Vorsitzender des CDU-Kreisverbandes Heiligenstadt mutig und kritisch politische Verantwortung in der atheistisch ausgerichteten DDR. Trotz widriger Umstände barg er 1992 den wertvollen Coseler Kirchenschatz und übergab ihn persönlich an die mittlerweile polnisch gewordene Pfarrgemeinde in Koźle.

Als seine Maxime betrachtet Josef Grögers die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen statt Entfaltung nationaler Egoismen. Diesem Ziel widmete er sich seit der politischen Wende mutig mit Aktionen, durch wissenschaftliche Vorträge und insbesondere in seinen zahlreichen Publikationen über seinen Geburtsort.

Im vorliegenden 6. Band seiner Reihe „Historisches und Erlebtes“ erinnert der Autor an entscheidende Momente und Zäsuren in den mehr als acht Jahrzehnten seines Lebens – dankbar für glückliche Tage, Erfolg und Anerkennung, vergisst aber auch nicht Notsituationen, bedrückende Zweifel und Unzulänglichkeiten, die Fragen hinterließen.

ISBN 978-3-86944-169-6



9 783869 441696